

# Insel Verlag

## Leseprobe



McVeigh, Joseph  
**Ingeborg Bachmanns Wien 1946-1953**

© Insel Verlag  
978-3-458-17645-9





Joseph McVeigh  
Ingeborg Bachmanns Wien  
1946-1953

Insel Verlag

Erste Auflage 2016

© Insel Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17645-9

Ingeborg Bachmanns Wien

1946-1953



## Einleitung

Der Schleier um Ingeborg Bachmanns Wiener Jahre beginnt sich zu lüften. Die im Verlauf des letzten Jahrzehnts publizierten Texte und Korrespondenzen – ihre Briefwechsel mit Hans Werner Henze (2004) und Paul Celan (2008), ihr *Kriegstagebuch* mit den Briefen Jack Hameshs (2010), die Skripte der Hörspielreihe *Die Radiofamilie*, die sie für den Sender Rot-Weiß-Rot schrieb (2011), und selbst der Briefwechsel zwischen Celan und den gemeinsamen Wiener Freunden Klaus und Nani Demus (2009) –, sie alle tragen dazu bei, das Wissen über Bachmanns Leben und frühes Schaffen im Wien der Nachkriegszeit erheblich zu erweitern. Dennoch bleibt das Bild der Jahre 1946 bis 1953, als sie im Literaturbetrieb der österreichischen Hauptstadt Fuß fasste, lückenhaft und – damit einhergehend – von Mythen umrankt. Obwohl zahlreiche Interpretationen ihrer Werke vorliegen und die verschiedenen intellektuellen Einflüsse dieser Zeit auf ihre Dichtung gut erforscht sind, muss in mancher Hinsicht immer noch von einem »Phantombild« gesprochen werden, und wer nach dem Verhältnis von Biographie und literarischem Werk fragt, ist oft auf Spekulationen angewiesen.

Ingeborg Bachmann selbst hat solchen Spekulationen Vorschub geleistet, indem sie, wie Sigrid Weigel konstatiert, den »öffentlichen Umgang mit ihrer ›Person« zu verhindern suchte. Das ist durchaus nachvollziehbar, wenn man bedenkt, »auf welche Weise sie als junge Autorin den Erwartungsnormen einer Schriftstellerlaufbahn erlegen war.«<sup>1</sup> Insofern dienten die von ihr verbreiteten »verzeihlichen Lügen«<sup>2</sup> in erster Linie dazu, mit der Entstehung der öffentlichen Figur Ingeborg Bachmann einen Schutzwall zwischen der

empfundenen Realität und den Erwartungen von außen zu errichten. Zudem sind sie als Reaktion auf die schon in Wien aufkommende »Nachlassangst« (HW, 26. 8. 1948),<sup>3</sup> die Angst um ihren zukünftigen Ruf als Mensch, nicht in erster Linie als Dichterin, zu verstehen. Die frühe Manipulation privater Belange wurde später zum absoluten Schweigegebot: »Denn ich habe zu schreiben. Und über den Rest hat man zu schweigen.« (GuI, 77)

Sowohl die schwierige Quellenlage der frühen Zeit als auch – und nicht zuletzt – das vielerörterte Diskretionsbedürfnis der Autorin haben dazu geführt, dass sich die Bachmann-Forschung vorwiegend theoretisch-poetologischen Themen zuwandte. Der Nexus zwischen Leben und Werk blieb – bei allen berechtigten Vorbehalten gegen biographistische Kurzschlüsse – weitgehend unterbelichtet. Dabei hat Ingeborg Bachmann aus gutem Grund von der elementaren Bedeutung des »geistigen Wiens« für ihr Schaffen gesprochen, worunter mehr zu fassen ist als die intellektuellen Einflüsse in der Nachkriegsmetropole oder ein imaginärer, gehasser und zugleich geliebter Sehnsuchtsort. Das »geistige Wien« sind auch und vor allem die Milieus, in denen sich der Alltag – das berufliche, soziale, intellektuelle und künstlerische Leben – der jungen Studentin und angehenden Schriftstellerin abspielte, das sind die Menschen, denen sie begegnete, die sie beeinflussten, förderten oder behinderten. In den komplexen und manchmal verwirrenden Erfahrungen, die sie in dieser »Stadt ohne Gewähr« (W II, 126) machte, steckt mancher Schlüssel zum Verständnis ihres damaligen wie späteren literarischen Schaffens. Denn Wien ist zweifellos die Brutstätte von Ingeborg Bachmanns Werk, wenn auch manchmal auf andere Weise, als bisher bekannt war.

Um ein vollständigeres Bild von Bachmanns Wien zu zeichnen, bedient sich dieser Band einer Fülle an bisher vernachlässigten Quellen aus dieser Zeit, darunter die aufschlussreichen Briefe Bachmanns an ihren Förderer und Geliebten Hans Weigel (dessen Briefe an Ingeborg Bachmann nicht überliefert) und ihre weitgehend oder bisher völlig unbekanntem Texte für Wiener Kultur-

zeitschriften. Zudem gewährt auch die nähere Beschäftigung mit ihren zwar weniger prominenten, jedoch nicht weniger wichtigen Weggefährten und Mentoren, wie der Journalistin Elisabeth »Bobbie« Löcker, dem Theaterkritiker Siegfried Melchinger und dem Psychologen Viktor Frankl, interessante Einblicke in Bachmanns damaliges Umfeld. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang auch die Multiplikatoren ihres frühen Rufs als literarisches Talent, die Autoren Herbert Eisenreich, Milo Dor und Reinhard Federmann oder Berater wie die schon genannten Klaus und Nani Demus sowie zahlreiche andere Persönlichkeiten, die im Leben der angehenden Kulturjournalistin und Schriftstellerin eine weitaus größere Rolle spielten, als bisher angenommen. Die Briefe und Dokumente, die Ingeborg Bachmanns Erben sowie damalige Freunde und Kollegen freundlicherweise für dieses Projekt zur Verfügung gestellt haben – aus manchen wird in diesem Band erstmalig zitiert –, bestätigen die Vermutung, dass Leben und Werk der Dichterin während der Wiener Zeit besonders dicht miteinander verwoben waren. Sie zeigen auch, dass Bachmanns Weg zu einem »Leben in der Dichtung«<sup>4</sup> angesichts der schwierigen Verhältnisse im besetzten Nachkriegs-Wien, wiederholter Rückschläge im privaten Bereich und infolge mancher Fehleinschätzungen oder Unterlassungen weder geradlinig noch stetig oder auch nur allzeit zielgerichtet verlief.

Viele Ereignisse und Umstände, die ihren Einfluss auf Bachmanns Werdegang auch über ihre Wiener Jahre hinaus behaupteten, haben in die bisherigen Biographien über die Schriftstellerin noch keinen Eingang gefunden. Ihr Leben in der österreichischen Hauptstadt birgt somit noch viele Überraschungen. Man entdeckt zum Beispiel in den Briefen und Dokumenten aus dieser Zeit kaum noch eine Spur der durch den Krieg zerstörten Kindheit in Klagenfurt,<sup>5</sup> von der in der Bachmann-Literatur so oft die Rede ist. Stattdessen strotzt die junge Dichterin den widrigen Umständen zum Trotz oft vor Optimismus, Heiterkeit und Witz und entwickelt, mit ihrer zunehmenden Anerkennung als literarisches Talent, eine ausgeprägte Eitelkeit. Sie verliebt sich in zwei Männer gleichzeitig –

Hans Weigel und Paul Celan – und in eine Stadt, die ihr ein neues Zuhause wird, und das nicht nur im räumlichen Sinn.

Geht man der Frage nach, mit welchen Erwartungen und Hoffnungen Ingeborg Bachmann nach Wien kam, stößt man auf die Geschichte einer jungen Frau voller Widersprüche. War es der Wunsch nach einer materiell abgesicherten Existenz? Möglich – doch war sie, wie sie im *Kriegstagebuch* schreibt, 1945 durchaus noch bereit, in Kärnten zu bleiben und sich bei der englischen Besatzungsmacht eine Arbeit zu suchen, sollte ihr das Studium verwehrt bleiben.<sup>6</sup> Zudem wandte sie sich kaum zwei Jahre nachdem sie 1951 ihr Studium abgeschlossen und eine gut bezahlte Stelle beim amerikanischen Besatzungssender Rot-Weiß-Rot (RWR) gefunden hatte, einem materiell äußerst unsicheren Leben als freie Schriftstellerin zu und musste in den Jahren 1954 und 1955 ihr Einkommen erneut durch journalistische Arbeiten aufbessern. Erhoffte sie sich also vor allem den Durchbruch als Dichterin? Das ist eher unwahrscheinlich. Zwar erntete sie in Wien schon zwischen 1948 und 1950 beachtliche Anerkennung als literarisches Talent, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt noch relativ wenig publiziert hatte; auch erzielte sie im Frühjahr 1952 mit ihrer hochgelobten Radiobearbeitung von Thomas Wolfes *Mannerhouse* (1948) unter dem Titel *Das Herrschaftshaus* sowie ihrer »Entdeckung« auf der Mai-Tagung der Gruppe 47 in Deutschland schöne Erfolge und konnte die Vielseitigkeit ihrer dichterischen Begabung vor einem breiteren Publikum unter Beweis stellen. Dennoch kam sie wenige Monate später in einem Brief an ihren Schriftstellerkollegen Herbert Eisenreich zum Schluss, dass in ihrem Leben »die Literatur erst das Zweite oder Letzte« sei (HE, 11. 11. 1952).

Welche Hoffnungen und Erwartungen knüpfte Ingeborg Bachmann also an Wien? Vor allem schwebte ihr ein Neubeginn vor, und zwar in allen Bereichen ihres privaten und öffentlichen Lebens: materiell, intellektuell, emotional und künstlerisch. Das lässt sich einerseits als Flucht vor den psychischen Belastungen und der materiellen Not der Kriegsjahre verstehen, andererseits als Suche

danach, was die tief empfundene Unruhe in ihrem Inneren stillen könnte. Eine Zeitlang glaubte sie dieses Ziel tatsächlich erreicht zu haben, schrieb in glänzenden Worten von ihrem neuen »Zuhause« (HW, 11. 6. 1948), dieser »grossartige[n] und hinreissende[n] Stadt« (HW, 10. 6. 1948), und schmiedete Zukunftspläne. Es ist kein Zufall, dass in Bachmanns Briefen aus dieser Zeit die Schilderung Wiens positiv ausfällt, bleibt doch das jeweils gezeichnete Bild der Nachkriegsmetropole zwischen 1946 und 1953 ein verlässliches Barometer ihrer Befindlichkeit.

In der Tat hat sich Ingeborg Bachmann in Wien sehr verändert, wenngleich auf eine Weise, die sie sich wohl selbst nicht hatte vorstellen können, als sie 1945 zum »längsten Weg«<sup>7</sup> aus dem Kärntner Tal in die Donaumetropole aufbrach, wo sie sich im Lauf der nächsten Jahre in vielen Bereichen profilieren würde: als Akademikerin, Journalistin, Rundfunkredakteurin und Script Writer sowie als Schriftstellerin. Der intelligenten und sprachgewandten »Frau mit Ambitionen« (HW, o. D., vermutlich am oder kurz vor dem 18. 8. 1951), wie sie sich nannte, standen viele Türen offen; doch waren es nicht in erster Linie berufliche Erwägungen, die ihren weiteren Weg bestimmten. Erst als der Traum eines neuen heilen Zuhauses in Wien ausgeträumt war, wurde sie zu der von Ängsten gequälten, am Leben leidenden Frau und Intellektuellen, der man in der Bachmann-Literatur so oft begegnet.

Ihr »Weg zur Dichtung«, ihre persönliche und literarische Entwicklung in jenen frühen Jahren, verdankte sich auch einer einzigartigen Konstellation von Personen, Einflüssen und Zufällen – und Wien erwies sich in Bachmanns Leben als ein besonderer Ort für Zufälle –, die ihre Wirkung auch über das Jahr 1953 hinaus entfalteten. Ein Spätwerk wie der Roman *Malina* (1971) zeigt eindeutig, wie sehr das »geistige Wien« – auch das nachher verschwiegene – die Autorin und ihr Werk prägte. Indes sind bis heute viele Quellen, mit deren Hilfe sich ein noch genaueres Bild von Ingeborg Bachmanns Wien zeichnen ließe, für die Forschung unzugänglich – das betrifft etwa Teile ihrer Korrespondenz aus dieser Zeit. Späteren

Biographien muss vorbehalten bleiben, diese Phase in ihrem Leben näher auszuleuchten. Der vorliegende Band bietet aber schon jetzt einen Blick hinter die Kulissen dessen, was Ingeborg Bachmann ihren »Wiener Roman[]« (BE, 13. 4. 1947) nannte. Er geht den bislang kaum bekannten, oft turbulenten Kapiteln über Studium, Journalismus, Politik, Beziehungen und schließlich über das »Leben in der Dichtung« nach, um den Lesern eine große Repräsentantin der modernen deutschsprachigen Literatur neu vorzustellen.

## »Deine ganze Hoffnung klammert sich an Wien«

*Ingeborg Bachmanns Studienjahre*

Im »schönste[n] Sommer meines Lebens« (TB, 23)<sup>8</sup> – wir schreiben das Jahr 1945 – erzählte die neunzehnjährige Ingeborg Bachmann ihrem Freund Jack Hamesh, der 1938 als Zwanzigjähriger aus Wien hatte fliehen müssen und nun im Dienst der englischen Armee nach Österreich zurückgekehrt war, von ihrer Absicht, nach Wien aufzubrechen. Sie wollte dort studieren, vor allem Philosophie. Zu diesem Plan gehörte freilich Mut, denn die Verhältnisse in der Hauptstadt waren nach Kriegsende alles andere als verlockend, und erschreckende Gerüchte über Übergriffe und Verbrechen der einrückenden Siegertruppen machten die Runde, über Vergewaltigungen,<sup>9</sup> Plünderungen, Abschleppungen, über die Beschlagnahmung noch unbeschädigter Häuser und Wohnungen vor allem durch die Rote Armee. Im Frühling 1945 schrieb Ingeborg Bachmann in ihr Kriegstagebuch:

»Die Russen sind in Wien und wahrscheinlich auch schon irgendwo in der Steiermark. Ich habe mit Issi über alles gesprochen. Es ist nicht so einfach. Sie weiss nicht, ob sie etwas aus dem Giftschrack nehmen kann. Vor den Russen fürchten wir uns beide. Ich will ja nicht alles glauben, was geredet wird, aber niemand kann ja voraussehen, was sie mit uns machen werden, ob sie uns hierlassen oder nach Sibirien bringen. Rechnen darf man nur mehr mit dem Schlimmsten.«  
(TB, 10-11)



1 *Wien 1945*

Wenn sich auch nicht alle Gerüchte als wahr erwiesen, herrschten doch seit dem Einmarsch der Russen im April 1945 in Wien schreckliche Lebensbedingungen und ungeordnete Verhältnisse.

Die Siegermächte waren sich trotz der Moskauer Deklaration von 1943, nach der Österreich zugleich als besetztes und am Kriegsgeschehen des Dritten Reiches beteiligtes Land eingestuft wurde, anfangs nicht in allen Details im Klaren darüber, wie das politische Leben organisiert werden sollte. Der sowjetische Marschall Tolbuzhin, Oberbefehlshaber der vor Wien stehenden Roten Armee, ließ zum Beispiel Anfang April 1945 etwa 200 000 Flugblätter an die Bürger der nunmehr eingeschlossenen Stadt verteilen, in denen er versprach, die politischen Verhältnisse von 1938 wiederherzustellen.<sup>10</sup> Auf die österreichischen Sozialisten und Kommunisten, deren politische Parteien von 1934 bis 1938 im österreichischen Ständestaat verboten waren, wirkte dieses Versprechen sicherlich befremdlich. Die Amerikaner, die erst einen Monat später Wien erreichten, wollten in ihrer Besatzungszone wiederum all jene vom



*2 Provisorischer Personensteg auf den Trümmern  
der gesprengten Floridsdorfer Brücke 1945*

politischen Leben ausschließen, die an die Zeit des Austrofaschismus (1933/34-1938) anzuschließen hofften.<sup>11</sup> Ende April 1945 beauftragten die Sowjets eigenmächtig Karl Renner, der in der Ersten Republik (1918-1938) als Staatskanzler gedient hatte, eine provisorische Regierung zu bilden. Die westlichen Alliierten verweigerten dem Kabinett zunächst die Anerkennung, billigten ihm aber schließlich die Kompetenz zu, bundesweite Wahlen zu organisieren. So durfte die österreichische Bevölkerung – anders als die Bürger im ebenfalls besetzten Deutschland – im November zu den Urnen gehen, um einen neuen Nationalrat zu wählen. Die oberste Regierungsgewalt im Land oblag aber bis zum Ende der Besetzung Österreichs im Jahr 1955 weiterhin dem Alliierten Kontrollrat, der am 4. Juli 1945 beschlossen und fünf Tage später eingerichtet worden war.

Für Ingeborg Bachmann stand der Sommer 1945 im Zeichen des Aufbruchs in eine neue Zeit, gesamtgesellschaftlich, aber auch persönlich. Denn, davon war sie überzeugt, in der Kärntner Provinz »gibts [...] nichts zu tun, nichts zu lernen« (TB, 24). Dass sie auf ihrem Weg nach Wien vorübergehend in den ähnlich kriegsversehrten Städten Innsbruck und Graz Station machte, bedeutete für sie zwar einen Umweg, war für ihre weitere Entwicklung aber nicht unwichtig. So unauffällig ihre Studienzeit in Tirol und in der Steiermark auch erscheinen mag, legte sie doch bereits den Grundstein zu ihrem späteren Erfolg als Journalistin und Dichterin. Mit der finanziellen Unterstützung der Eltern, die eine Hypothek auf das kleine Familienhaus in Klagenfurt aufnehmen mussten, weil der Vater wegen seiner NS-Mitgliedschaft nicht mehr in seinem Beruf als Lehrer tätig sein durfte, begann Ingeborg Bachmann im Herbst 1945, an der Universität Innsbruck Philosophie und Germanistik zu studieren. Ihre Lehrveranstaltungen im Hauptfach Philosophie deckten ein breites Spektrum des damals gängigen Lehrplans ab: Philosophische Grundlagen der Gegenwart, Logik, Mystik, Metaphysik. Daneben besuchte sie auch mehrere kunstgeschichtliche Vorlesungen, unter anderem über moderne Malerei, ein Thema,

mit dem sie sich später auch in ihren journalistischen und dichterischen Schriften auseinandersetzte.

Währenddessen wurde in dem rund fünfzig Kilometer entfernten Dorf Alpbach bereits an der »Geburt eines neuen Europas« gearbeitet.<sup>12</sup> Auf Initiative von Otto Molden, Student der Staatswissenschaft und ehemaliger Widerstandskämpfer, und Simon Moser, Dozent am Philosophischen Institut der Universität Innsbruck, traf sich hier im August 1945 erstmals das noch heute existierende Europäische Forum Alpbach – damals noch unter der Bezeichnung Internationale Hochschulwochen. Ob Moser, bei dem Bachmann im ersten Semester eine Vorlesung über Metaphysik hörte, seine Studentin über dieses erste Treffen informierte, wissen wir nicht, doch ihre späteren Briefe an Hans Weigel belegen ein reges Interesse an den Veranstaltungen in Alpbach, sodass davon auszugehen ist, dass sie zwischen 1948 und 1950 mindestens einmal daran teilnahm.<sup>13</sup>

Nach dem Wintersemester 1945/46 wechselte Bachmann an die Universität Graz, wo sie ihr Studium mehr aus Zufall denn aus Vorsatz um das Fach Staatswissenschaft (Jura) erweiterte:

»Als ich mich an der Universität einschrieb, hatte ich keine Ahnung, daß ich mich für eine Fakultät entscheiden mußte, [...] so hospitierte ich denn [...] gleichzeitig in der juristischen und philosophischen Fakultät. Das bedeutete, daß ich einen Sommer lang an einem Bezirksgericht praktizierte und mit aufs Land mußte, wenn Gerichtstag war. Das ist Pflicht für junge österreichische Jus-Studenten.« (GuI, 32)

Die Erfahrungen, die Bachmann im Sommer 1946 als Praktikantin im Bezirksgericht sammelte, lieferten den Stoff für ihre spätere Erzählung »Ein Wildermuth« (1961) und möglicherweise auch für die Figurenzeichnung des Oberlandesgerichtsrats Hans Floriani in der humoristischen Sendereihe *Die Radiofamilie*, für die sie 1952/53 fünfzehn Folgen schrieb, was erst vor kurzem gebührend gewür-

dig und nachgezeichnet wurde.<sup>14</sup> Die Beschäftigung mit staatswissenschaftlichen Fragen zeugt von Ingeborg Bachmanns intellektueller Verankerung in der wirklichen Welt der sozialen und politischen Machtverhältnisse. In einem Brief vom Juli 1947 schrieb Jack Hamesh bewundernd über ihr Verständnis für die Fragen der Gegenwart: »Nicht viele Mädels in Deinem Alter wären imstande sich so mit ihrer Zeit und ihren Problemen so auseinanderzusetzen, wie Du es tust.« (TB, 59) Unmittelbar nach Kriegsende hatte sich Ingeborg Bachmann mit ihm schon über politische Texte ausgetauscht: »Jetzt sind wir mitten in Sozialismus und Kommunismus [...], aber man muss natürlich alles genau kennen und studieren. Ich lese das ›Kapital‹ von Marx und ein Buch von [Victor] Adler.« (TB, 21)

Während ihres Studiums in Graz profitierte Ingeborg Bachmann im praktischen Sinn vielleicht am meisten von einem Englischkurs, der eine mehrjährige und zeitweilig sehr intensive Beschäftigung mit der Sprache einleitete. Zu ihren ersten journalistischen Arbeiten in Wien zählten denn auch Übersetzungen aus dem Englischen für die österreichische Monatszeitschrift *Der Turm* (1945-1948). Ihre Englischkenntnisse kamen Bachmann auch zugute, als sie Ende März 1951 eine Stelle beim Amerikanischen Nachrichtendienst (AND) und im Herbst desselben Jahres beim US-Radiosender Rot-Weiß-Rot (RWR) als Script Writer and Editor antrat. Die im März 1952 erfolgte Urausstrahlung ihrer Übersetzung und Bearbeitung von Thomas Wolfes Stück *Das Herrschaftshaus* im Sender RWR war eine Sensation und brachte Bachmann wohlverdiente kritische Anerkennung.<sup>15</sup> Neun Monate später wurde ihre zweite große Übersetzung für den Sender, die des englischen Hörspiels *Der dunkle Turm* (*The Dark Tower*, 1946) von Louis MacNeice, auf ähnliche Weise gepriesen: Der Sender »ließ das Hörspiel von einer seiner begabtesten Mitarbeiterinnen übersetzen. Es ist dies die junge österreichische Schriftstellerin Ingeborg Bachmann«.<sup>16</sup> Dennoch scheint sie selbst diese Leistungen in späteren Jahren nicht besonders geschätzt zu haben. So antwortete sie

1965 in einem Interview auf die Frage, ob sie je literarisch übersetzt habe: »Ich habe nur ein einziges Mal übersetzt, und zu meinem Vergnügen. Die Gedichte, vor allem die frühen, von Giuseppe Ungaretti.« (GuI, 57) Möglicherweise erwähnte sie die früheren Bearbeitungen für das Radio nicht, weil sie in ihren Erinnerungen zu sehr mit ihrer Tätigkeit für die Amerikaner verbunden waren, die sie später, und besonders im Roman *Malina*, heftig kritisierte.

In Innsbruck und Graz war Ingeborg Bachmann nicht nur mit dem ehrgeizigen Arbeitspensum ihres Studiums beschäftigt, sondern auch damit, sich an der Universität und in der Stadt jeweils neu zu orientieren und einzurichten.<sup>17</sup> Sie fand kaum Gelegenheit, literarische Texte zu schreiben. Ihre erste und einzige Veröffentlichung in dieser Zeit ist die Erzählung »Die Fähre« (W II, 10 ff.), die am 31. Juli 1946 in der *Kärntner Illustrierten* erschien. Darin spielt der Zusammenhang von Dienst und Liebe eine zentrale Rolle, weshalb »Die Fähre« als eine thematische Variation der gleichzeitig entstandenen *Briefe an Felician* (1991) betrachtet werden kann,<sup>18</sup> die erst posthum publiziert wurden. Der Adressat dieser Sammlung lyrischer Briefprosa ist unbekannt oder fiktiv, als mögliches Vorbild wurde der Kärntner Heimatdichter Josef Perkonig, der 1944/45 an der von Bachmann besuchten NS-Lehrerbildungsanstalt unterrichtete, genannt.<sup>19</sup> Letztlich ist die Frage nach dem Adressaten jedoch unerheblich, denn es handelt sich bei den *Briefen an Felician* in erster Linie um eine poetische Selbstanalyse Bachmanns, deren Aufbruch in ein neues Leben von Ängsten und Selbstzweifeln begleitet war. Die Briefe inszenieren in der Rede eines weiblichen Ich an ein männliches Du – ähnlich wie später der Roman *Malina* – ein Gespräch der Autorin mit sich selbst. In den *Briefen* bildet, in leichter Abwandlung, der faustische Topos der gespaltenen Persönlichkeit den Rahmen, der den Ängsten wie dem Überschwang der jungen Frau zwar eine gewisse Ordnung verleiht, ihre wachsende Ratlosigkeit und Verzweiflung jedoch keineswegs zu überwinden hilft: »Zwei Menschen sind in mir, einer versteht den andren nicht. Ich fürchte den das Leben so alles liebenden sehr.

Er wird übermächtig. Und ich weiß, daß doch für den andren die Zeit kurz werden könnte.« (BF, 41)

In mehrfacher Hinsicht ist diese Spaltung des Ich auch in den Unterschieden zwischen dem Briefwechsel mit Jack Hamesh und den *Briefen an Felician* zu erkennen. In der Korrespondenz mit Hamesh – da Ingeborg Bachmanns Briefe als verschollen gelten müssen, lassen sie sich nur aus seinen Antworten teilweise rekonstruieren – sind ihre Äußerungen zum Zeitgeschehen, zum Leben und zu ihren bevorstehenden Plänen offenbar eher praktischer und konkreter Natur. Insofern sind die Hamesh-Briefe strukturell eine Art Anti-*Felician*. Im Gegensatz zu den Zweifeln und Unsicherheiten des schreibenden Ich, die in den *Briefen an Felician* überwiegen, findet Hamesh in den Briefen Bachmanns »einen Funken Hoffnung, denn das Du an den Fortschritt an eine Besserung glaubst trotz alldem Leiden das Du erdulden musstest in letzter Zeit ist ein Beweis das es wert ist zu leben zu kämpfen und zu hoffen« (TB, 55). Während sich die *Briefe an Felician* auf die innere Welt der jungen Frau konzentrieren, schließen die Hamesh-Briefe den umfassenderen Blick auf die äußere Welt sowie die beruflichen und akademischen Zukunftspläne mit ein. Gemeinsam ist beiden die zum Ausdruck gebrachte Ungewissheit darüber, wie es weitergehen soll und ob die erhofften Ziele überhaupt erreichbar seien. Die chaotischen Zustände in Österreich kurz nach Kriegsende trugen zur Verunsicherung noch bei. So heißt es im *Kriegstagebuch*: »Man weiss ja im Grund überhaupt nichts [...], es ist schrecklich. Ob ich überhaupt nach Wien fahren werde können. Wann? Und Wie? Ich kann doch nicht ewig hierbleiben und warten, warten.« (TB, 23 f.) Wer die *Felician*- und Hamesh-Briefe nebeneinander betrachtet, bekommt einen Eindruck vom großen inneren Zwiespalt, der Bachmann durch die Wiener Jahre begleiten und sich auch in ihrer parallelen Korrespondenz mit Paul Celan und Hans Weigel widerspiegeln wird.

Innsbruck, das war Ingeborg Bachmann von vornherein klar, war nur eine Zwischenstation auf ihrem Weg – »mein Gott, viel-